

Neue Ansätze in der Drogenpolitik

Der Frankfurter Zürcher Weg

Im Jahr 2000 besuchte ich eine Therapie, um meiner eigenen Heroinsucht Herr zu werden. Dort schrieb ich ein Tagebuch. Ich veröffentlichte dieses vor zwei Jahren in einem ersten von drei Bänden.

Mit der Absicht Lesungen zu halten, Kontakte zu schmieden und bekannt zu werden, habe ich mich in mehreren deutschen Städten herumgetrieben. In Frankfurt habe ich mit der JUBAZ eine tolle Partnerin gefunden. Sie veröffentlicht Texte und unterstützt mich bei Projekten. Ich bin pro Jahr mindestens ein halbes Dutzend mal in Frankfurt und kenne den Frankfurter Weg mittlerweile ziemlich gut.

Als dann die Pressemitteilung kam, dass Frankfurt den Zürcher Weg adaptieren möchte, sah ich mich in der idealen Position aus dem Zürcher Nähkästchen zu plaudern.

Ich bin in der vorteilhaften Position, tiefen Einblick in die Drogenszene beider Städte zu haben. Als ehemaliger Junkie, dessen Jagdgründe sich ausschließlich in Zürich befanden, glaube ich mir das Recht erworben zu haben mich kritisch zum Zürcher Weg äußern zu dürfen.

Um den Unkenrufen zuvorzukommen, natürlich gibt es vieles, was in Zürich gut gemacht wird. Das Leben eines Junkies heute ist dem von vor 30 Jahren in jedem Fall vorzuziehen. Dennoch sollten die frankfurter Entscheidungsträger nicht alles glauben, was in der Werbebroschüre (aka. Dem Schweizer Drogenbericht und der Zürcher Homepage) so geschrieben steht.

Wir haben keinen Heino Stöver. Wir können in der Schweiz deshalb leider nicht mit einem alternativen Drogenbericht aufwarten. Mit ein wenig gesundem Menschenverstand und Erfahrung mit der Materie sollte man dennoch in der Lage sein zwischen den Zeilen zu lesen. Ich beziehe mich vor allem auf die Pressemitteilung¹ und dem Bericht aus der FNP² (Frankfurter Neue Presse). Dort steht zum Beispiel, dass sich Frankfurt keinen Konsum mehr auf offener Straße wünscht. Keine offene Drogenszene mehr wie es in Zürich der Fall ist. Da muss ich Sie leider enttäuschen. Natürlich wurde und wird in Zürich nach wie vor auf offener Straße, auf öffentlichen Toiletten, unter Brücken und in Parks konsumiert. Denn die Konsumräume sind nur für echte Stadtzürcher offen. Wenn man wie ich, vom 30 km entfernten Aarau kommt, darf man Konsumräume nicht betreten. Was hingegen stimmt, ist, dass in Zürich der Konsum auf der Straße weniger auffällt als in Frankfurt. Das hängt damit zusammen, dass die Zürcher Polizei täglich und engmaschig Streife fährt. Außerdem sind viel Polizisten in Zivil unterwegs, die jeden, der sich ein 20 Franken Briefchen kauft, festnehmen.

Des Weiteren steht im FNP Text, man möchte die Szene in Hilfseinrichtungen verlagern, den

¹ <https://cdu-fraktion-frankfurt.de/neues-drogenkonzept>

² <https://www.fnp.de/advertorials/neuer-frankfurter-weg-90083318.html>

Süchtigen mit Wohnraum versorgen und die Substitution niedrigschwelliger ansetzen. Das tönt alles schön und gut. Nur, wer soll das zahlen? Ich als ehemaliger Junkie kann aus sicherer Quelle behaupten. Es ist bestimmt nicht der Süchtige.

Außerdem wird gefordert, sich auf die großen Fische zu konzentrieren. Offensichtlich ist das wünschenswert, wird aber in Zürich ebenso wenig durchgesetzt wie anderswo.

Dann ist da noch die Rückführung. Ich habe das selbst ein paar mal gemacht. Es läuft in etwa so ab. Man wird von der Polizei aufgegriffen, entweder beim Kauf oder Konsum von Drogen.

Natürlich nur, wenn man doof genug war, nicht aufgepasst hat und sich erwischen ließ. Dann wird man zunächst auf dem Posten einem „Verhör“ unterzogen, anschließend wird man in eine Massenzelle verfrachtet, bis ein Fahrzeug frei ist.

Mit auf dem Rücken gefesselten Händen wird man von drei Polizisten in einem fensterlosen kleinen Kastenwagen in die Wohngemeinde gefahren. Das ist der unangenehmste Teil der ganzen Aktion. Dort bringen einen die Polizisten aufs Sekretariat der Gemeinde. Die wissen zwar, dass jemand kommt. Sie wissen aber nicht, was sie mit ihm machen sollen. Also machen sie gar nichts.

Nachdem die Fesseln entfernt sind und die Zürcher Polizisten das Gemeindehaus verlassen, spaziert der Süchtige hinter ihnen her, ohne mit jemandem der Gemeinde gesprochen zu haben. Er nimmt den nächsten Zug nach Zürich und passt diesmal besser auf, so dass er nicht wieder erwischt wird.

Einmal bat ich die Polizisten, ob sie mich nicht mitnehmen könnten, da wir ja offensichtlich denselben Weg hätten. „They were not amused.“

Als Letztes wird im FNP Bericht der Plan erläutert, eine frankfurter SIP aufzubauen. Auf der Homepage der Stadt Zürich steht, dass die SIP keine polizeilichen Kompetenzen hat. Sie soll lediglich helfen Konflikte zu schlichten, die zwischen Süchtigen auf der einen Seite und Anwohnern, Ladenbesitzern, Gastronomen, Geschäftsleuten, Touristen und normalen Passanten auf der anderen Seite entstehen.

In Realität sind die Zürcher SIP ein unbewaffneter, verlängerter Arm der Polizei. In Vorbereitung dieses Textes sprach ich mit einigen Bekannten. Ich selbst habe mit der SIP keine Erfahrungen. Es war frappant, wie bei ihrer Erwähnung jedes Mal ein abfälliges Schnauben über die Lippen meiner Kollegen kam. Eine Vertrauensbasis, wie sie im Text der Homepage und auf den Hochglanzfotos der Seite angepriesen wird, gibt es nicht.

Der Plan der CDU

Nun möchte ich auf einige Punkte des CDU Papiers: „Klare Regeln und echte Hilfen³“ eingehen. Ich weise auf Irrtümer, durch verzerrte Blicke auf die Vergangenheit hervorgerufen, und andere

³ <https://cdu-fraktion-frankfurt.de/neues-drogenkonzept>: CDU-Drogenkonzept-2020-09-29.pdf

Fehlschlüsse hin. Bei komplexen Problemfeldern, Drogensucht ist geradezu das Paradebeispiel für ein solches, geschieht es häufig, dass sich die eine und auch die andere Seite des Arguments ein zu einfaches Bild macht und Lösungen anbietet, die auf den ersten Blick zwar logisch und erstrebenswert erscheinen, bei genauerer Analyse aber durchfallen.

Gleich am Anfang wird der Wunsch geäußert, keine offene Drogenszene mehr zu haben. Da stellt sich mit als Erstes die Frage, wie definiert die CDU „eine offene Drogenszene“ und was denken sie, wie es in Zürich aussieht.

Die Zeiten des Platzspitz und des Letten sind in Zürich seit Mitte/Ende der 90er Jahre vorbei. Seit ich ab 2018 oft in Frankfurt bin, sah ich nie etwas Ähnliches wie damals in Zürich. Auch die Bilder von Frankfurt der 90er Jahre sehen schlimmer aus.

Mir fällt beim Lesen auch auf, dass die Corona Krise für die Verschlechterung der Situation verantwortlich gemacht wird. Es stimmt ganz sicher, dass die Krise das Leben von Süchtigen, Obdachlosen und Randständigen stark beeinträchtigt und erschwert.

Die Probleme, die dann aber im Papier angesprochen werden, herrschten schon vor Corona. Vor allem der sich ausbreitende Konsum von Crack und anderen Amphetaminen wird in mehreren Zeitungs- und Fernsehberichten verantwortlich gemacht. Um Crack zu konsumieren braucht es keinen Konsumraum. Das raucht man aus einer Pfeife, damit fällt man auf der Straße nicht weiter auf.

Die Wirkung dieser Drogen ist ebenfalls anders. Die Süchtigen sind aggressiver. Der Heroinjunker ist im Vergleich dazu schon fast die Ruhe in Person. Da sind Konflikte mit Gastronomen und Ladenbesitzern vorprogrammiert. In einer Dokumentation von Spiegel TV wird 2018 vom Scheitern des Frankfurter Weg gesprochen.⁴ Damals war die Welt ja noch in Ordnung. Man wäre ausgelacht worden, wenn man jemandem erzählt hätte, dass keine zwei Jahre später alle mit Masken unterwegs sind.

Zurück zum Zürcher Weg. Es stimmt, heute in Frankfurt sieht man im Bahnhofsviertel mehr vom Elend der Drogensucht, als in Zürich. Der Grund ist nicht, dass Zürich besonders fortschrittlich mit Drogensüchtigen verfährt, eher das Gegenteil. Razzien, Repression, Kontrollen und Einschüchterung auf den Straßen sind ein tägliches Phänomen. Die Junkies verlagern den Konsum hinter verschlossene Türen. Ich möchte nicht behaupten, es handle sich um Crackhäuser, wie man sie ab und an in amerikanischen Filmen zu sehen bekommt, es gibt aber Ähnlichkeiten. Wenn das ganze Gebäude ausschließlich von Süchtigen bewohnt wird (die Sozialämter zahlen brav die Miete), gibt es auch keine Reklamationen. Die Polizei hat keinen Grund zum Rechten zu schauen. Allein wenn sich mal wieder überdurchschnittlich viele Todesfälle ereignen, betreten sie

⁴ https://www.youtube.com/watch?v=v8Wa1u_X81c&feature=share

die Wohnblöcke in Begleitung der Sanitäter. Es kommt vor, dass irgend ein Arsch Rattengift oder ähnliche Zückerchen zum Strecken des Stoffs einsetzt.

Dass es keine offene Drogenszene, nach dem Vorbild der 90er mehr gibt, hängt auch mit der Technologie zusammen. Auf der Straße findet nur noch ein kleiner Teil des Handels statt. Die meisten haben sich ihren Dealer mittlerweile über Whatsapp oder Messenger gekrallt und treffen sich beim Süchtigen oder Dealer zu Hause.

Die Crux mit der Substitution

Am Zürcher Weg ist nicht alles schlecht. Das Leben eines Süchtigen in Zürich heute ist jenem der 90er in jedem Fall vorzuziehen. Dennoch lässt vieles zu wünschen übrig. Ein wichtiger Aspekt des „Zürcher Wegs“ ist die Substitution.

Es gibt einige grundlegende Probleme, die die Entscheidungsträger nicht bedacht haben.

Zunächst einmal, kein Junkie, so sehr er auch das Gegenteil behauptet, will süchtig sein. Jeder kämpft jeden Tag mit sich, um vom Stoff loszukommen. Er verliert den Kampf jeden Tag aufs Neue. Wenn man dann in der „komfortablen“ Lage ist, sich um die Beschaffung des Heroins keine Sorgen mehr zu machen, ist das für manche die endgültige Kapitulation.

Es ist interessant, dass ich dieses Argument das erste Mal 1999 gehört habe, lange bevor die Heroinabgabe und andere Substitution zum Allheilmittel erklärt wurde.

Eine meiner Mit-Patientinnen der Therapie, erzählte, dass sie sich schon mehrmals für das Heroinprogramm qualifiziert habe und dass ihr Arzt es ihr bei mehr als einem Besuch nahe gelegt habe ins Programm einzutreten. Jedes Mal lehnte sie ab.

Zuerst verstand ich nicht, weshalb sie das nicht wollte, so fragte ich nach.

„Wenn ich so weit bin, dann habe ich mich wirklich aufgegeben und werde nie wieder ohne Heroin leben. Diese Vorstellung erfüllt mich mit mehr Angst als alles andere. Ich bin sicher, es wäre mein Tod.“

Zwei Monate nach ihrem Austritt aus der Therapie, die sie übrigens erfolgreich abgeschlossen hatte, lag sie nach einer Überdosis zunächst im Koma und verstarb wenige Wochen später, ohne noch einmal aufgewacht zu sein. Wir gingen zur Beerdigung und weinten um sie und auch um uns.

Das andere Problem bei der Substitution ist, dass sich Junkies, so sehr sie sich auch ein Leben ohne Drogen wünschen, immer mehr konsumieren, als ihnen verschrieben wird. Deshalb muss die Substitution, das Heroin, Methadon, Diamorphin oder was es dann auch ist, ständig erhöht werden. Die Folgen sind vielschichtig. Als Erstes ist da Verstopfung, die nur mit erniedrigenden Einläufen behoben werden kann.

Da Junkies häufig an mehreren Krankheiten leiden, müssen sie immer mal wieder operiert werden. Wie soll man so jemanden anästhesieren? Die Süchtige weiß meist ja selbst nicht, was

sie alles zu sich genommen hat. Gerade vor eine Operation nimmt man alles, was man auftreiben kann.

Auch vertragen sich nicht alle Medikamente gut, gerade wenn man noch Alkohol in den Mix gibt. Um all die Probleme angehen zu können muss man eigentlich jede Süchtige und jeden Süchtigen individuell begleiten und betreuen.

Spätestens jetzt stellt sich wieder die Frage; wer soll das zahlen?

Wer spricht mit Junkies?

Das Ziel der Schweiz ist einzig und allein, die Verbannung der sichtbaren Sucht vom Stadtbild. Niemand wird das jemals zugeben, aber für uns Junkies ist das offensichtlich.

Für die Stadt ist der Zürcher Weg super. Keine „offene“ Drogenszene. Die Leichen liegen nicht mehr auf der Straße, sondern, gut vor aller Augen verborgen, in Treppenhäusern oder zugemüllten Einzimmerwohnungen.

Die wenigen das Straßenbild verunstaltenden Junkies werden solange gegängelt, bis sie woanders hingehen. Die meisten davon haben noch ein begleitendes Alkoholproblem. Es trinkt sich halt besser in der Gruppe und so trifft man sich auf der Straße oder im Park. Wo sollen sie denn sonst hin?

In der sauberen Schweiz ist ein solch asoziales Verhalten nicht tolerierbar und so vertreibt der „Zürcher Weg“ mit Hilfe der SIP den kümmerlichen Rest.

Dennoch es gibt vieles am Zürcher Weg, das das Leben des Süchtigen vereinfacht. Nicht alle Betreuer und Sozialarbeiter sind derart zynisch, wie ich sie beschreibe. Viele wollen aus tiefstem Herzen helfen.

Das größte Problem an all diesen Programmen ist, dass diejenige, um deren Überleben es sich dreht, nie gefragt werden. Man spricht über sie, man entscheidet für sie, man plant Wege aus der Sucht ohne mit denen gesprochen zu haben, die am ehesten helfen könnten. Denjenigen nämlich, die Sucht so weit besiegt haben, dass sie wieder ein (halbwegs) funktionierender Teil der Gesellschaft sind. Es gibt viele von uns und wir stellen unser Wissen und unsere Erfahrung nur zu gerne zur Verfügung.

Das macht der Frankfurter Weg besser als der Zürcher Weg. In der Schweiz will so gut wie niemand hören, was ich zu sagen habe. In Frankfurt und den anderen deutschen Städten hingegen wird mein Input geschätzt. Ich behaupte nicht, alle Antworten zu haben.

Das ist vielleicht der große Unterschied. Der Zürcher Weg tut dies nämlich. Sobald wir anfangen, miteinander zu sprechen und den Standpunkt und die Erfahrung des anderen respektieren. Dann finden wir Wege die Tragödien zu mindern.